

Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1903. * № 7.

Familie Feigl.

Novelle von **Anna Vogel vom Spielberg.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Der herbe Grameszug schwand jäh von Johannas Antlitz. Ein Lächeln staunender Glückseligkeit umflog den blassen Mund. So schön, so himmlisch war der Traum, den sie da träumte. Und jetzt, mit diesem seligen Gefühl zu sterben — das wäre Glück!

Doch nein! Es war kein Traum, war Wirklichkeit! Sie fühlte sie ja, diese Wirklichkeit: Alberts Hände umschlossen heiß und fest die ihren; seine zuckenden Lippen preßten sich mit heißen Küssen darauf nieder. Und die Mutter war auch da! Sie stand neben ihm und nickte mit wehmutsfrohem Lächeln: „Er ist es, ist es wirklich!"

Da ging ein Leuchten über ihr Gesicht, als fiele ein Abglanz des sonnenhellen Julihimmels draußen auf sie zurück. Und ihre Augen schlossen sich vor diesem sonnenhellen Glück, das da zu ihr ans Krankenbett gekommen war. So schnell, so jäh und nach so bitterer Todesnot, daß sie's nicht fassen konnte.

Aber halten wollte sie es — fest. O fest!

Sie hielt es auch fest mit ihren weißen, schwachen Händen, die sich in seine schmiegten, als wollten sie für ewig darin bleiben.

„Albert!" hauchte sie mit einem stillen Jauchzen in der Stimme. „Du bist gekommen — bist gekommen! O, nun ist alles wieder gut."

Er folgte dem zarten Drucke ihrer Hand und nahm auf dem Stuhle neben dem Bette Platz.

„Du weißt es nicht, mein armer Liebling," sagte er, „was ich um dich gelitten habe die ganze Zeit. Das Leben war mir schwer wie dir, schien mir ganz wertlos ohne dich. Und ein unglücklicher Mensch wäre ich geworden, wenn du mir nicht bewiesen hättest, daß die Liebe selbst das Leben verneint, nur um sich zu bejahen. Und so will ich auch jetzt alles hinter mich werfen, was mich noch fesselte, und ganz zu dir stehen, mag kommen, was da will."

Ein strahlendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Du Guter! Du Edler!" flüsterte sie.

Sie dachte an die Stunde im Votivpark, da sie seine Braut geworden war. Damals war sie stolz gewesen auf den ehrlichen Namen der Eltern, ihre einzige Mitgift. Und damals wäre sie lieber gestorben, ehe sie ihm mit bemakeltem Namen hätte angehören wollen. Jetzt kam sie doch arm und klein und ihres guten Namens beraubt zu ihm. Aber sie konnte ja nichts für die Schuld des Vaters, und sie hatte so viel leiden, so Schweres tragen müssen. Das hatte ihren Stolz gebrochen. So wollte sie mit heißer Dankbarkeit von Albert alles annehmen, was die Liebe bieten kann, und dafür ihm das Leben so schön und leicht machen, wie es nur die Liebe tun kann. Das sollte ihre Lebensaufgabe sein.

Inniger noch schmiegte sie ihre Hände in die seinen.

„Ich dank' dir, Albert," flüsterte sie ihm, für die Mutter unhörbar, zu. „Dank' dir, daß du gekommen bist. Und ich werde dir immer, immer dafür danken."

Er verstand sie, als könne er in ihren Gedanken lesen. Ihr hingebender Blick, ihr demütiger Ton verrieten es ihm. Eine reine Freude weitete sein Herz, daß er ihr so viel geben konnte; daß sie es auch annehmen wollte und ihr ganzes Wohl und Wehe vertrauensvoll in schlichter Demut in seine Hände legte.

So sollte es sein zwischen Mann und Weib. So war es schön. Das machte vieles gut, gab ihm eine große Beruhigung, einen süßen Trost.

— — — — — — — — — — —

Fünfzehn Monate später fand in der kleinen böhmischen Landstadt, in der die Witwe Therese Feigl seit einem halben Jahre einen gutgehenden Schnittwarenhandel betrieb, die Trauung ihrer Tochter Johanna mit dem jungen Advokaten Albert Klimek statt.

In aller Stille, wie es die Verhältnisse und die Rücksicht auf die Welt geboten, da das Trauerjahr um den Vater noch nicht abgelaufen war.

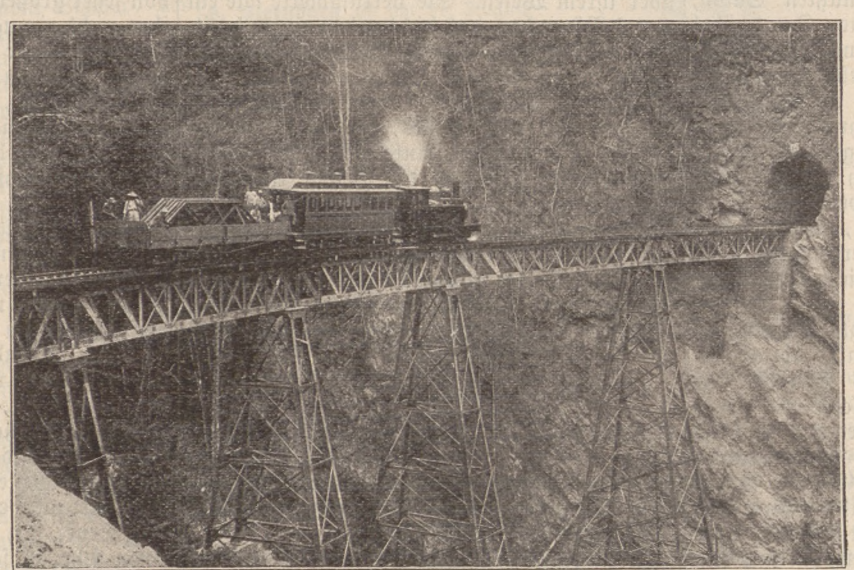
Er war um Weihnachten gestorben, kurze Zeit vor der anberaumten Schwurgerichtsverhandlung, die sich aus formalen Gründen so lange verzögert hatte.

Die Familie Feigl sah mit Bangen diesen schlimmen, aufregenden Tagen, da ihr Name durch den Kot geschleift werden sollte, entgegen. Und mit noch größerem Bangen der Verurteilung des Vaters, die seinen Namen aus der bürgerlichen Gesellschaft streichen und auf die schwarze Liste der Bescholtenen setzen sollte.

Dahin kam es aber nicht. Mildtätig trat der Tod dazwischen und bewahrte die Familie vor der ärgsten Schmach.

Bernhard Feigl, zu sehr an gute Lebensweise und heiteren Lebensgenuß gewöhnt, hielt die Entbehrungen der langen Untersuchungshaft nicht aus. Schon in den ersten Monaten verfiel er, doch hielt ihn noch sein Trotz und die Hoffnung, durch starres Leugnen einen Freispruch zu erwirken, aufrecht.

Dann kam jener furchtbare Schlag, der Selbstmordversuch seiner Tochter und sein



Gerüstbrücke der Eisenbahn La Guayra—Caracas (Venezuela). (S. 51)

dadurch herbeigeführtes unumwundenes Geständnis. Und damit schwand jede Hoffnung aus seinem krankhaft nach Freiheit lechzenden Gemüt. Und der Gedanke, vielleicht jahrelang im Zuchthaus sitzen zu müssen, mit Sträflingskleidern angetan vom Morgen bis zum Abend arbeiten, alles, alles entbehren, was das Leben schön und begehrenswert macht — dieser Gedanke flößte ihm ein solches Grauen ein, daß er nichts anderes mehr wünschte als den Tod.

Und er kam, kam unerwartet schnell. Eine dreitägige Krankheit raffte den gebrochenen Mann hinweg. Sein Tod war eine Wohltat für ihn und für die Seinen.

Frau Feigl verkaufte das Geschäft und siedelte mit ihren Kindern an einen fremden Ort über, wo niemand ihr unglückliches Schicksal kannte, wo sie von den Leiden der Vergangenheit genesen und ihren Kindern eine bessere Zukunft schaffen konnte.

Auch Albert mußte Wien verlassen; es wäre für ihn eine soziale Unmöglichkeit gewesen, dort sein Eheglück zu gründen. So brachte er demselben gern das Opfer, sich eine neue Heimat zu suchen. Er fand sie in einer schönen Stadt Nordböhmens, eröffnete dort seine Kanzlei und führte in das neue Heim die junge Frau ein.

Das Scheiden von der Mutter und den Geschwistern fiel Johanna schwer. Aber das war ja Weltenlauf und Frauenlos. Und vor ihr lag ein sonniger Lebensweg an der Seite des geliebten Mannes, dem sie blindlings folgen wollte — wäre es auch ans Ende der Welt. Und für die Lieben, die sie zurückließ, fand sie tröstliche Zuversicht in dem Gedanken, daß die schlimmsten Zeiten ein Ende hatten, und daß der Lebensherbst der vielgeprüften Mutter durch das Glück und die Liebe ihrer gutgearteten Kinder den Sonnenschein haben werde, der ihrem Lebenssommer so sehr gefehlt hatte.

Ende.

Eine Einsame.

Novelle von **Emma Merk**.

1. (Nachdruck verboten.)

Jeden Mittwoch machte der griesgrämige alte Diener mit umständlicher Wichtigkeit Feuer in dem sonst nie benutzten Salon, bürstete die altmodischen grünen Samtmöbel aus, zündete den Kronleuchter mit den Wachskerzen an und stellte den Spieltisch darunter.

Geheimrat v. Plon hatte am Mittwoch seine Whistpartie. Um acht Uhr pflegten seine Gäste einzutreffen. Er selbst ging aber schon um sechs Uhr unruhig durch die Zimmer, zankte mit seiner Tochter, wenn der Tisch noch nicht fertig gedeckt war, und ließ der Köchin sagen, der Braten werde sicher nicht zu essen sein, wenn sie sich nicht endlich zur Arbeit bequeme.

Es waren immer aufgeregte Stunden in dem sonst so ruhigen Haushalt; die abendliche Spielpartie bildete das Ereignis der Woche. Sonst verliefen die Tage mit gleichförmiger Regelmäßigkeit. Niemand kam ins Haus. Ein Klingeln zur ungewohnten Stunde, die kleinste Störung in dem Einerlei konnte den Geheimrat in die schlimmste Laune versetzen. Er war früher Leibarzt bei einer alten Fürstin gewesen und nach deren Tod mit dem Titel Geheimrat verabschiedet worden. Seine Frau, ein armes, adliges Fräulein, die er erst in späteren Jahren geheiratet hatte, war bei der Geburt ihres Kindes gestorben. Seitdem lebte er nur seiner Bequemlichkeit.

Der in den Sechzigern stehende Mann war ein recht alter Vater für eine heranblühende mutterlose Tochter. Es bangte ihm auch einigermaßen vor der Überwachung eines jungen Geschöpfes. In seinem früheren Leben war ihm manches von törichten Liebesgeschichten und tollen Streichen zu Ohren gekommen. Es schien ihm am einfachsten und sichersten, das Mädchen überhaupt nicht von seiner Seite zu lassen. An Gesellschaften, Theater, Reisen fand er längst kein Vergnügen mehr; deshalb meinte er, solche Zerstreuungen seien auch für seine Tochter höchst überflüssig.

Allmählich hatte er sich so an die beständige Nähe der nun zwanzigjährigen Auguste gewöhnt, daß er sie um seiner selbst willen stets um sich haben wollte: sie war ihm die unentbehrliche Gefährtin seiner Langeweile geworden.

Sie war eine zu sanfte, pflichtgetreue Natur, und sie hing zu liebevoll an dem Vater, um sich gegen seinen tyrannischen Egoismus aufzulehnen. Aber sie sah bleich und müde aus; eine dumpfe Traurigkeit lag



Hermann Frhr. Speck v. Sternburg. (S. 51)

über ihrem Wesen. Sie verkümmerte wie ein zartes Bäumchen, das dicht neben einem breitästigen knorrigen Stamm Luft und Sonnenschein entbehren muß.

Zu der Whistpartie kamen ein paar alte Freunde des Geheimrats, die sich stets mit größter Pünktlichkeit einfanden. Der dritte Gast erregte jedesmal die zornige Ungeduld des Hausherrn, denn der kam meist zu spät. Wenn er dann, erhitzt von raschem Gehen, mit lustiger Entschuldigung eintrat, schien durch den steifen altmodischen Salon, in dem die drei alten Herren feierlich herumstanden, förmlich die erstaunte Frage zu schweben: Wie kommst du da herein?

Fritz Euler war sich darüber selbst kaum klar. Sein Vater war mit Herrn v. Plon befreundet gewesen, ein Stammgast am Whisttische. Er hatte den Sohn zuweilen als Ersatzmann hingeschickt. Nach seinem Tode war Fritz von dieser einmal übernommenen Pflicht nicht mehr recht losgekommen.

Als Ingenieur stand er mitten in der raschen Strömung modernen Lebens. Das altmodische Heim, das von allen Veränderungen und Umgestaltungen der Neuzeit unberührt blieb, interessierte ihn, wie etwa eine Versteinerung, in der sich die Überreste einer längst entschwundenen Tier- und Pflanzenwelt erhalten haben. So wie hier hatte man wohl auch vor fünfzig, vor hundert Jahren gelebt. Manchmal schaute er den Geheimrat prüfend an: er meinte, es müsse ihm ein Zopf im Nacken hängen.

Auguste spielte nicht mit. Sie bereitete den Punsch, versorgte die Gäste und saß dann mit ihrer Handarbeit schweigsam in einer Ecke, bereit, bei jedem Winke des Vaters aufzuspringen.

Fritz sprach gerne von seinem Beruf. Die Anwendung der Elektrizität, die Verwendung dieser neuentdeckten Riesenkräfte für das praktische Leben stand damals noch in den Anfängen. Es klang noch wie ein Märchen, daß der Fluß, der vor der Stadt vorbeirauschte, sie künftig beleuchten sollte. Herr v. Plon zeigte wenig Verständnis für die lebhaften Berichte seines jungen Gastes. Ihm war alles Neue gleichgültig, ärgerlich. Aber die Mädchenaugen hingen staunend, bewundernd an dem frischen blonden Kopf mit dem buschigen Haar und den kraftvollen gebräunten Zügen. Für Auguste war Fritz selber der Wundertäter, der Ströme von Licht über die Welt zauberte, der den Klang einer Stimme über Tausende von Meilen vernehmbar machen würde.

Wenn er einmal diesem leuchtenden, begeisterten Blick begegnet wäre, er hätte Teilnahme, Interesse empfinden müssen für das junge, stille Wesen, das ein so trauriges Leben führte. Aber Auguste verbarg ihr Innenleben mit ängstlicher Scheu. Mit ihrer schlichten Frisur, in ihren schlecht gemachten, farblosen Kleidern, in denen ihre anmutige Erscheinung nicht zur Geltung kam, mit ihrer Schüchternheit und Befangenheit blieb sie für ihn eine graue, wesenlose, eindruckslose Erscheinung. Er dachte höchstens mitleidig: Armes Ding!

Eines Tages bekam der Geheimrat einen Brief seines jüngeren Bruders, der ihm die übelste Laune verursachte. Er sollte seiner Nichte, einem neunzehnjährigen Mädchen, das an der Münchner Hochschule Gesangsunterricht nehmen wollte, eine gastliche Aufnahme in seinem Hause gewähren. Herr v. Plon hätte ein nationales Unglück, das ihn nicht weiter in seiner Ruhe störte, mit größerer Gelassenheit vernommen, als diesen Vorschlag, der ihm eine unerhörte Zumutung schien. Aber sein Bruder, der General, hatte ihm von jeher großen Respekt eingeflößt; er wagte ihm nicht einzugestehen, wie verhaßt ihm jede Störung seiner gewohnten Ordnung sei. Mit einem schweren Seufzer entschloß er sich zu einer höflichen, brieflichen Zusage, wobei er freilich sein zurückgezogenes, einförmiges Leben auf das eingehendste schilderte. Aber die neue Hausgenossin ließ sich nicht abschrecken. Sie kam.

Es war Auguste ein wenig bang gewesen vor der fremden Verwandten. Der erste Anblick Gittas aber entzückte sie. Ein reizenderes Wesen war ihr nie begegnet. Goldiges Blondhaar lockte sich um ein weiches, rosiges Gesicht mit lachenden Augen und vollen Kinderlippen. Das reinste Engelsköpfchen! Und dabei die hohe, schlanke, vornehme Gestalt, die kleinen weißen Hände, die feinen Füßchen! Schon während des Auspackens überschüttete die lustige Generalstochter ihre ernste Cousine mit vertraulichen Bekenntnissen.

„Denke dir, ich habe hier einen Verehrer, einen sehr hübschen Maler, der in Mainz ein paar Porträtaufträge hatte. Er heißt Mangold. Kennst du ihn zufällig? Es waren schon Bilder von ihm in der Ausstellung."

Auguste verneinte. Sie war noch nie in eine Ausstellung gekommen.

„Unmöglich!" rief Gitta. „Es ist übrigens schade, daß du ihn nicht kennst! Der Wunsch,



Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.
Nach einer Photographie von Peter Weber in Mainz.

ihn wiederzusehen, hat lebhaft zu meinem Entschluß beigetragen, gerade hier Gesangsunterricht zu nehmen."

Während sie plauderte, zog sie aus ihrem Koffer duftige Seidengewänder, Abendtoiletten, die Augusten ein staunendes „O!" der Verwunderung entlockten.

„Sag aber nur, Gitta, wann willst du das tragen hier bei uns?" fragte sie mit einem Seufzer.

„Wann? Nun in Gesellschaft oder auf einem Ball! Du glaubst doch nicht, daß ich mich hier einsperren will? Gehst du denn nie tanzen?"

„O nein! Es wäre so schrecklich für den armen Papa, wenn er unter fremde Leute müßte, lang aufzubleiben hätte."

„Warum gehst du nicht mit Bekannten?"

„Ich kenne niemand. Und Papa würde das auch nicht erlauben. Er läßt mich kaum allein auf die Straße."

Gitta machte entsetzte Augen. „Na, höre mal, dein armer Papa scheint ja der reinste Kerkermeister zu sein. Und das läßt du dir gefallen? Das begreife ich nicht, Auguste. Man muß sich seine Väter besser erziehen. Bei mir wirkt allerdings mein Bruder, der einen dummen Streich nach dem anderen macht, als Blitzableiter für den väterlichen Zorn, und ich — ich bin das Familienjuwel! Warte nur, ich werde dem Onkel erzählen, wie nett sich mein Papa benimmt. Das muß hier anders werden. Ich will schon ein bißchen Leben in die Bude bringen."

„Vergiß nicht, Gitta, Papa ist ein alter Mann!" mahnte Auguste erschrocken.

Sie fürchtete, ihre junge Verwandte werde Unfrieden ins Haus bringen mit ihrer Vergnügungssucht, den Vater kränken mit ihrer kecken Art. Aber sie war höchst überrascht, als Gitta vor dem Abendessen, mit einem zärtlichen „Liebes, liebes Onkelchen, wie freue ich mich, bei euch zu sein!" ihren Arm in den des alten Herrn schob und sich an ihn schmiegte wie ein zutuliches junges Kätzchen.

Alles fand sie hübsch. „Wie gemütlich es bei euch ist! — Wie gut Auguste es hat, so viel mit ihrem Papa zusammen sein zu dürfen! — Ich bin überzeugt, du kannst gar nicht brummig sein. Du hast ein so freundliches, gutes Gesicht!"

Es war die reinste Ironie, dies zu behaupten von dem griesgrämigen, faltigen alten Kopf. Aber der Geheimrat fühlte sich angenehm berührt. Auch in dem verknöchertsten Männerherzen bleibt immer noch Raum für Eitelkeit, für das Wohlgefallen an dem Geschmeichel anmutiger Jugend.

Auguste staunte, wie Gitta den Vater um den Finger wickelte. Aber das „Engelsköpfchen" war ihr doch unheimlich geworden, seit sie wußte, wie geschickt diese Kinderlippen zu heucheln wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Die **Eisenbahn** von der venezolanischen Hafenstadt **La Guayra** nach der über 900 Meter höher gelegenen Hauptstadt **Caracas** ist eine höchst interessante Gebirgsbahn, die von Maiquetia, der westlichen Vorstadt La Guayras, in kühnen Windungen mittels zahlreicher über Schluchten gespannter Brücken und Viadukte und durch Felsen gebohrter Tunnels die Paßhöhe der Küstenkordilleren (etwa 1100 Meter) erklimmt. Von dort geht es bis Caracas wieder bergab. — Der zum Vertreter des wegen Krankheit beurlaubten deutschen Botschafters in Washington, Dr. v. Holleben, ernannte **Freiherr Speck v. Sternburg** ist am 21. August 1852 geboren, trat in den sächsischen Militärdienst und kam 1888 als Militärattaché zur deutschen Gesandtschaft nach Washington. 1891 wurde er zur Gesandtschaft nach Peking versetzt, wo er nach seinem Übertritt zur Diplomatie als Legationssekretär bis 1896 blieb. Später wurde er erster Legationssekretär in Washington und hat seinem Vaterlande besonders bei der Regelung der Samoafrage wichtige Dienste geleistet. Zuletzt war er deutscher Generalkonsul für Britisch-Indien. — Eine der schönsten Monumentalbauten des modernen **Frankfurt a. M.** ist das vor kurzem eröffnete **neue Schauspielhaus** an der Untermainanlage, eine Schöpfung des Architekten H. Seeling. Das im Äußeren wie im Inneren reich und prunkvoll ausgestattete Haus mit seinem säulengetragenen Vorbau hat rund 2,200,000 Mark gekostet; der Zuschauerraum enthält 1166 Plätze. — Der zum österreichisch-ungarischen Reichskriegsminister ernannte Feldmarschalleutnant **Heinrich Ritter v. Pitreich** ist am 10. Juli 1841 zu Laibach geboren und begann seine militärische Laufbahn 1859 als Unterleutnant beim 6. Geniebataillon. 1871 wurde er zum Hauptmann im Generalstabe ernannt und 1890 als Oberst zum Vorstande des Präsidialbureaus im Reichskriegsministerium. Er ist einer der wenigen Offiziere, die beide militärische Hochschulen, den höheren Geniekurs und die Kriegsschule, durchgemacht haben, und besitzt auch eine reiche Erfahrung im Generalstabe und im Truppendienst.



H. Ritter v. Pitreich,
der neue österreichisch-ungarische Reichskriegsminister.
Nach einer Photographie von A. Huber, Hofphotograph in Wien.

Schneeschuhläufer im Spreewald.

(Mit Bild auf Seite 52.)

In dem südöstlich von Berlin zwischen Lübben und Kottbus gelegenen Spreewald ist bei hohem Schnee die Verbindung zwischen den zerstreuten Einzelhöfen und den Dörfern sehr schwierig. Da wird nun neuerdings der norwegische Schneeschuh oder Ski als Helfer in der Not benutzt. Als zuerst Berliner Schneeschuhläufer im Spreewald erschienen, wurden sie von der Bevölkerung mit spöttischer Verwunderung angeschaut, aber bald sahen die Spreewälder den praktischen Nutzen des neuen Sportgerätes gerade für ihre winterlichen Verhältnisse ein, und jetzt sieht man bereits im Spreewald eine ganze Anzahl von Schneeschuhläufern beiderlei Geschlechts. Besonders interessant nehmen sich auf den Schneeschuhen die drallen Spreewälderinnen in ihrer eigenartigen Tracht aus.

Wo ist der Fisch?

(Mit Bild auf Seite 53.)

Eine reizende humoristische Kinderszene zeigt uns H. Kaulbachs Bild, das wir auf S. 53 wiedergeben. Im Waschkeller steht eine Holzbütte, die mit weichem Wasser aus dem nahen Bach gefüllt ist. Da hat sich ein kleines Fischchen hineinverirrt, ein armseliger Gründling, aber für die Kinder ist das ein wahres Meerwunder. Da ihre Bemühungen, das Tierchen mit den Händen zu greifen, vergeblich gewesen sind, ist die kleine Grete jetzt auf den Gedanken verfallen, es mit einer krummen Stecknadel zu angeln, und alle harren nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem Erfolge dieses Versuches entgegen. Aber ach, gerade als Gretchen die Angel eintaucht, ist das Fischchen verschwunden. Großes Erstaunen bei den drei Kleinen. Diesen Augenblick hat der Künstler in seinem Bilde dargestellt.

Die leere Wiege.

Eine Dorfgeschichte aus Thüringen. Von **E. Ritter.**

1.

Der Buchenhof war das stattlichste Anwesen des am Südabhang des Thüringer Waldes gelegenen Dorfes, in der Tat ein Besitz, um den man den Andres Röder schon beneiden konnte.

Es war augenblicklich recht still auf dem ganzen Anwesen, die Erntearbeiten waren sämtlich beendet, und jetzt am Morgen, nachdem das Vieh gefüttert war, regte sich kaum etwas im Haus und seiner Umgebung. Der Bauer und die Bäuerin hatten ihren Frühkaffee getrunken und begaben sich an ihre häuslichen Geschäfte. Der Andres „bosselte" überall herum, um kleine Schäden wieder gutzumachen, Lisbeth, sein Weib, ging von Stall zu Stall, dann in den Milchkeller und zuletzt in die Küche, um die nötigen Anordnungen wegen des Mittagessens zu treffen. Sie tat das alles ruhig und langsam, ohne die Übereilung einer gehetzten Hausfrau, denn Mutterpflichten hatte sie nicht. Auf dem Buchenhof gab's keine Kinder.

Die Bäuerin war in der Küche fertig und trat an die niedrige Fensterbrüstung, um einen Blick auf die Dorfstraße zu tun.

Mit stetigem Schritt, wie er den Landbewohnern eigen, kam eine ältere Frau des Weges. Als sie die Bäuerin sah, nickte sie ihr freundlich zu und rief stehen bleibend: „Guten Morgen, Lisbeth, schon fleißig?" Und

ohne eine Antwort auf diese Begrüßung abzuwarten, fuhr sie fort: „Ich komm' eben von der Schusterin. Lieber Gott, 's zwölft' is in der Nacht angekommen, aber zum Glück ist's schon wieder tot. Acht am Leben, und für die nicht das tägliche Brot! Und die Frau todelend! Gelt, Lisbeth, Ihr guckt auch einmal nach ihr und kocht ihr ein Süpple, daß sie wieder zu Kräften kommt. Wenn man so denkt: dort in dem Schustershäusle acht Kinder, und bei Euch auf dem schönen Hof kein einzigs. 's ist wahrlich wahr, 's ist eine närrische Welt!"

Damit ging die Hebamme ihres Weges, und die Bäuerin, eine noch jugendliche, stattliche Erscheinung, setzte sich nachdenklich an das Fenster und nahm einen schadhaften Rock des Bauern zum Ausbessern vor.

Zwölf Jahre waren die Buchenhofleute schon verheiratet, und sie hatten eine gar friedliche Ehe zusammen geführt, der Andres und die Lisbeth. Es war alles glatt hingegangen in der Zeit, Jahr für Jahr dasselbe. Sommer und Winter hatten gewechselt, und Saat und Ernte, und der Wohlstand hatte sich reichlich gemehrt.

Für wen? Das fragte sich Frau Lisbeth, als sie jetzt so still mit der Näherei am Fenster saß und ihr Leben überdachte. Bei Schusters das zwölfte, auf dem Buchenhof keins! Der Gegensatz, den die Hebamme vorhin hervorgehoben hatte, war's, der ihr das Herz einmal wieder so schwer machte und ihr die Stirn mit Kummerfalten furchte. Da hörte sie draußen den Schritt des Bauern, und schnell fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie alle unliebsamen Gedanken verscheuchen. Sie war's gewöhnt, ihrem Mann stets ein freundliches Gesicht zu zeigen.



Schneeschuhläufer im Spreewald. (S. 51)

Nachdem der Andres eine Weile draußen im Hausgang hantiert hatte, öffnete er die Stubentür, steckte den Kopf herein und rief: „Wo ist denn der Hammer, Lisbeth? Im Kasten nicht, wo er hingehört. Wer hat ihn g'habt und nicht wieder hingetan, wo er hingehört? Das kann ich für den Tod nicht leiden, so 'ne Wirtschaft!"

Die Frau hatte sich erhoben und sagte nach kurzem Besinnen: „Gestern hab' ich den Hammer in der Vorratskammer oben gehabt, es fehlten mir ein paar Nägel zum Garnaufhängen, aber ich mein' gewiß, ich hätt' 'n wieder in die Kiste getan. 's ist doch meine Art nicht, so was zu vergessen."

„Na, passieren kann das jedem einmal — will nachsehen," meinte der Mann gutmütig, langte einen Schlüssel vom Haken und ging wieder. Lisbeth hörte gleich darauf seine schweren Stiefel auf der Treppe knarren. Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit, doch nur, um sofort aufs neue aufzuspringen. Über den Hof kam ein Knecht mit dem Hammer in der Hand — also der hatte ihn. Sie war ordentlich froh über die Entdeckung, denn ihr Hausfrauensinn hatte sich gegen die Annahme gesträubt, daß sie es gewesen, die das wichtige Werkzeug nicht wieder an den gehörigen Platz gebracht haben sollte. Rascher, als es sonst ihre Art war, lief sie zur Stube hinaus, nahm dem Knecht den Hammer ab und wollte eben ihren Mann rufen, als ihr Blick auf ein Bündel Flachs fiel, welches im Hausgang an der Wand hing. „Den nehm' ich gleich mit," murmelte sie vor sich hin und stieg dann die Treppe hinauf.

Die Tür zur Vorratskammer stand weit offen, und sie lächelte erst, als sie sah, wie der Andres überall herumguckte und suchte. Es überkam sie eine neckische Laune. Sie wollte sich leise zu ihm hinschleichen und ihm dann plötzlich den Hammer vor die Augen halten.

Aber der neckische Ausdruck schwand rasch wieder von ihrem Antlitz. Der Andres suchte jetzt in einer Ecke und stieß dabei an etwas, was da stand und sich bei der Berührung in leise schaukelnde Bewegung setzte. Eine



Photographieverlag von Franz Hanfstängl in München.

Wo ist der Fisch? Nach einem Gemälde von H. Kaulbach. (S. 51)

Wiege war's, eine buntbemalte, leere Holzwiege.

Ganz still, fast ohne zu atmen, stand die Lisbeth und beobachtete das Tun ihres Mannes. Er gab erst der Wiege noch einen tüchtigen Stoß, daß sie gegen die Wand prallte und dann wieder vorwärts schaukelte, dabei rief er: „Zu was das Gerümpel nur jahraus, jahrein da 'rumsteht? Zerhacken sollt man's und unterm Kessel verbrennen! 's ist ja doch zu nichts nutz bei uns. Ein wahrer Jammer!"

Die Lisbeth hatte das alles, ohne sich zu regen, mit angesehen, und dann war sie lautlos auf ihren weichen Schuhen die Treppe hinabgeschlüpft, hatte den Hammer in die Kiste gelegt und saß, als der Bauer nach einer Weile wieder in die Stube trat, scheinbar ruhig nähend am Fenster. In Wahrheit aber zitterten ihr die Finger, daß sie gar keinen Stich machen konnte. Es war ihr, als würgte sie etwas in der Kehle, und sie war froh, als sie die paar Worte herausgepreßt hatte: „Hätt'st nicht 'nauf brauchen, der Gottlieb hat den Hammer gehabt, er liegt draußen in der Kiste." Worauf der Andres auch gleich wieder verschwand. Nun brauchte sie sich nicht mehr zusammenzunehmen. Dort über den Hof ging ihr Mann nach dem Pferdestall hin, mit allerlei Werkzeug, da würde er so bald nicht wiederkommen. Sie brauchte also auch den dicken Tränen nicht zu wehren, die ihr aus den Augen tropften.

Wie ihr der Anblick der leeren Wiege ins Herz geschnitten hatte! Sie wußte, daß auch ihrem Manne die Kinderlosigkeit ihrer Ehe naheging. Ja, es war ein wahrer Jammer. Und dann mußte sie wieder an ihren Hochzeitstag denken. Wie sie da nach alter Sitte, nachdem die Trauung und das festliche Mahl vorüber, zwischen der Mutter und der Schwägerin hinter dem großen Ausziehtisch gesessen hatte, auf den nun die Hochzeitsgäste, einer nach dem anderen, ihre Gaben niederlegten. Gaben an Hausrat oder an Geld meistens. Und wie dann zwei Burschen das Geschenk der Taufpatin, die schöne, buntbemalte Wiege, auf den Tisch gehoben hatten. Ein so bedeutungsvolles Geschenk! Es fehlte bei keiner Hochzeit, das war ihr damals so natürlich erschienen. Jetzt meinte sie freilich, es sei doch eine sonderbare Sitte, einem jungen Paar eine Wiege zu schenken. Sie konnte ja leer bleiben wie die ihre, und dann gab sie Anlaß zu so traurigen Gedanken. Nein, sie würde ihren Patenkindern ganz gewiß keine Wiege zur Hochzeit schenken! Und dabei fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

* * *

Von diesem Morgen an wurde die Buchenhofbäuerin nicht wieder die alte. Ihre gleichmäßige Ruhe und Stetigkeit waren dahin; sie konnte nicht loskommen von dem Gedanken an die leere Wiege. Und fast argwöhnisch beobachtete sie ihren Mann; eine tödliche Angst lebte in ihr, daß sein Herz sich ihr doch noch entfremden könne. Schier alles war ihr verwandelt, und das Herz wollte ihr zerspringen vor Sehnsucht nach einem Kind.

Und am Sonntag, als sie Nachmittags mit ihrem Mann in der Stube saß, er mit der Zeitung, sie mit dem Strickzeug, da gähnte der Andres mit einem Male und meinte, es sei aber ordentlich zum Fürchten still heut in Haus und Hof, er müsse ein bißchen fort und was anderes sehen und hören.

Diese Äußerung fuhr ihr wie ein Schwert in die Brust. Freilich, wenn Kinder da wären, gäb's mehr Leben. Sie allein, die Frau, die konnte ihm nicht genug sein. Es war nur ein Wunder, daß er bis jetzt so gut getan hatte.

Und während sie so darüber nachdachte, fiel ihr plötzlich ein Erlebnis aus ihrer ersten Jugendzeit ein. Sie war damals vierzehn Jahre alt gewesen. Da hatten ein Vetter und eine Bas einmal mit einem schmucken Wägelchen vor ihrem Elternhaus gehalten und angefragt, ob eines mit wollt' ins Bayerische hinüber. Der Vetter hätte Geschäfte drüben in Lindheim, es sei noch Platz auf dem Wagen, und Abends bei guter Zeit käme man zurück. Der Vater und die Mutter hatten notwendige Arbeit, der Bruder war in der Schule, so kam's dann an die Lisbeth, die sich hurtig in ihren Sonntagsstaat warf und wohlgemut zu den Verwandten auf den Wagen stieg.

Das war ein gar schöner Tag gewesen damals — weit hinein ins fruchtbare Frankenland war man gefahren und in dem stattlichen Dorf eingekehrt und hatte Landwein, der in jenen gesegneten Gauen bereits wächst, getrunken, und ihr, der Lisbeth, war mit jenem Tag eine ganz neue Welt aufgegangen. Die Leute sahen ganz anders aus als daheim, und so bunte, fröhliche Kopftücher trugen die Weiber — kurz, eben eine neue Welt war's für sie jenseits der Grenze. Auf der Heimfahrt hatten sie einen anderen Weg genommen, und der hatte, gleich hinter Lindheim, an einer kleinen Kapelle vorübergeführt. Ein Brünnlein stand bei der Kapelle. Der Vetter hatte sich auf dem Bock herumgedreht und, mit dem Peitschenstiel hinüberdeutend, gesagt: „Guck, das ist der Kindlesbrunnen, der da drüben; dahin wallfahren die Weiber, die gern Kinder möchten. Wie ist's, Alte, soll ich halten, willst einmal trinken?" Aber die Base hatte mit lautem Lachen gerufen: „Um Gottes willen nicht, ich hab' genug an meinen sechsen!"

Später hatte die Lisbeth noch einmal von dem Kindlesbrunnen gehört, denn ihre jetzige Heimat lag der Grenze näher, und es gab viel Verkehr von und nach Bayern. Heute nun, an dem stillen Sonntagnachmittag, mußte sie, nachdem ihre Erinnerung sie einmal zu jener Fahrt zurückgeführt, nachdem ihre Gedanken einmal auf dem Punkt waren, immer und immer wieder an den Kindlesbrunnen denken. Ob wohl wirklich sein Wasser solchen Segen brächte? Probieren könnt man's doch einmal, warum nicht? Sie dachte ganz ernstlich über die Sache nach. Sie wollt's probieren — sobald als möglich, das war sie dem Andres schuldig, ganz gewiß. Aber ganz heimlich mußt es geschehen, kein Mensch darf es wissen, nicht der Andres, nicht die Leute. Ob das zu machen sein wird?

Sie denkt nach, und nun hat sie's. Ist nicht der Andres zu den Geschworenen ausgelost? Muß er da nicht vierzehn Tage in die Residenz, noch in diesem Monat? Wie gut sich das trifft. Morgen ist der zehnte, am fünfzehnten muß er fort, und dann wird sie's tun, wird zum Kindlesbrunnen gehen.

Und nun war's vorbei mit Nachdenken, denn dort kam der Andres schon wieder, und so stattlich und schön sah er aus, wie er über den Hof schritt, und so freundlich nickte er ihr schon von draußen zu. Noch hat er sie gern, das fühlt sie, aber wie lange wird das so bleiben?

O, sie wird ganz gewiß zum Kindlesbrunnen gehen — ihm zulieb!

2.

Ganz in der Frühe schon hält der leichte Wagen vor dem Haus, um den Bauern nach der Bahnstation zu fahren. Zum ersten Male als Geschworener! Das ist eine große Sache für ihn. Er sieht gar würdig aus in seinem weiten Kragenmantel, dem schwarzen Filz und dem dicken Rohrstock mit großem silbernen Knopf. Was die Kleidung anlangt, da sind die Buchenhofleute noch nicht fortschrittlich gesinnt. Und ein solcher Anzug, wie der Andres ihn heute trägt, gehört sich von alters her für einen Großbauern.

Er sitzt schon auf dem Wagen, da kommt die Lisbeth noch gelaufen mit einem Bündelchen und ruft: „Andres, da hab' ich dir eine Wurst eingepackt. In der Stadt gibt's gewiß nix Gescheit's zu essen. Und paß schön auf, daß dir nix zustößt, und komm gesund wieder."

„Das werd' ich schon, Lisbeth, und wenn ich's nicht die ganze Zeit aushalten kann in der Stadt, da komm' ich am Sonnabend wieder 'raus bis Sonntag nachmittag. So hat's der Schulz voriges Jahr auch gemacht. Mach's gut derweil — zu!"

Dies galt dem Kutscher. Zärtliches Abschiednehmen vor den Leuten ist nicht Bauerngepflogenheit.

Da fährt der Wagen hin, und Lisbeth atmet erleichtert auf. Nun war er fort, und nun sollt's geschehen, sobald es nur anging. Am Sonnabend will der Andres vielleicht wiederkommen, also muß es vorher geschehen, denn in die nächste Woche will sie die Unruhe nicht mit hinübernehmen. Die Bäuerin läßt daher, als sie Abends mit den Leuten zu Tisch sitzt, wie von ungefähr die Bemerkung fallen, daß sie morgen, wenn es ein schöner Tag wird, nach Altenau zu ihren Eltern will.

„Wann soll ich anspannen?" fragt der Pferdeknecht, der Kutscherdienste tat.

„Ich geh' zu Fuß," meint die Frau, worauf alle sich verwundert ansehen. Das tut sie doch sonst nicht so leicht.

„Ich will auch in Helmstedt einkehren bei meinen Gevattersleuten, und da ist's bequemer zu Fuß — nicht immer das Aus- und Einspannen."

Dabei bleibt's. —

Am anderen Morgen zu früher Stunde war die Lisbeth fix und fertig. Sie sah aber blässer aus als sonst. Der Schlaf, den sie in der letzten Zeit schon manchmal hatte entbehren müssen in ihres Herzens Unruhe, hatte sich in der letzten Nacht gar nicht einstellen wollen. Trotzdem aber bot sie, als sie jetzt aus der Haustür trat, ein gar schönes Bild. Über dem weiten faltigen Tuchrock und der buntgeblumten seidenen Schürze trug sie einen schwarzen Mantel mit Zackenkragen. Jede Zacke war mit Goldschnur besetzt. Auf dem dichten Blondhaar saß die spitze Haube, deren breite Bänder, von dem gestickten Haubenboden ausgehend, in reicher Fülle über den Rücken wallten. Die Füße staken in festen Schnürstiefeln. In der rechten Hand trug sie den Regenschirm, am linken Arm hing ihr ein strohgeflochtener „Kober", mit Lebensmitteln gefüllt.

Dem sicheren Schritt der Bäuerin merkte man nichts von dem Herzklopfen an, welches sie verspürte. Sie bemühte sich, auf dem Weg durch das Dorf eine recht gleichgültige Miene zur Schau zu tragen, und antwortete, als sie da und dort von einem Fenster aus angerufen wurde: „Wohin so früh, Lisbeth?" möglichst unbefangen: „Meine Leut' in Altenau besuchen — jetzt gibt's Zeit dazu."

Froh war sie aber doch, als sie das Dorf hinter sich hatte und ihr niemand aufgestoßen war, der eben denselben Weg gehabt hätte. Denn sie durfte ja gar nicht nach Altenau gehen, sie mußte schon bei der ersten Straßenkreuzung eine andere Richtung einschlagen. Erst, als sie glücklich so weit war, kam sie sich gesichert vor und konnte ihre Gedanken auf das Ziel ihrer Wanderung richten.

Sie war sonst eine rüstige Fußgängerin, und es war heute so wegsam auf der gutgehaltenen Chaussee. Sie führte jetzt über eine Anhöhe, von der aus der Blick bereits weit hinaus in das hügelige Frankenland schweifen konnte. Aber es war der Lisbeth, als hätte sie Blei an den Füßen, und eine eigentümliche Beklemmung wollte selbst in der frischen Herbstluft nicht von ihr weichen. Fast hatte sie Angst, ob es ihr wirklich gelingen würde, ihr Ziel zu erreichen. Dort vor ihr, der erste Kirchturm, das war Trappendorf, der zweite, der auch schon zu erkennen war, Lindheim. Und da, ganz in der Nähe, lag der Kindlesbrunnen. Sie brauchte gar nicht ins Dorf hinein. Wenn sie aber nicht besser ausschritt, dann würde sie nicht vorwärts kommen, das sah sie ein. Also mutig weiter!

In Trappendorf hatte sie keine Bekannten, die sie eben hätten anhalten können, deshalb ging sie, als sie das Dorf erreicht hatte, ohne Scheu weiter, sah unbefangen rechts und links an die Häuser und überlegte, ob sie sich im Wirtshaus einen Kaffee bestellen solle. Sie hatte in ihrer Aufregung zu Hause nichts Warmes genossen und fühlte nun eine Schwäche, die sie gerade heute nicht brauchen konnte. Es war gewiß am besten, wenn sie wohl einmal einkehrte und sich stärkte, sie würde dann besser marschieren können.

Mit der Sicherheit, die ein wohlgefüllter Geldbeutel verleiht, trat die Bäuerin in das stattliche Wirtshaus ein. Niemand ließ sich sehen, der Hausgang leer, die Gaststube ebenfalls. Vom Hofe her tönte lebhaftes Reden, Zanken, Schimpfen durcheinander.

Von dem Wunsch getrieben, jemand zu finden, der sie bedienen könne, trat Lisbeth in die Hintertür, die auf den Hof führte. Da gewahrte sie ein seltsames Bild. Ein dicker Mann mit rotem Kopf, dem Anschein nach der Wirt selbst, stand inmitten verschiedener Personen vor einem Schuppen und fuchtelte heftig mit den Armen.

„Das hat man von seiner Gutmütigkeit," schrie er eben. „Da ist man mitleidig und erlaubt einer solchen Landstreicherin in seinem Schuppen zu schlafen, und zum Dank stirbt das Frauenzimmer und läßt den Balg da. Aber ich kümmer' mich um nix, in der Stund' noch muß die Leich' aus dem Haus, und der Balg dazu. — Ei, wer ist denn da?" unterbrach er sich, als sein Blick auf die wartende Bäuerin fiel. „Ist wohl niemand vorn? Glaub's wohl, daß alles drunter und drüber geht, wenn solche Geschichten passieren. Nix für ungut. Moidl, schnell, frag die Frau, was sie will — ich komm' auch gleich selber."

„Laßt nur," wehrte die Lisbeth, indem sie nähertrat, „ich sehe ja, daß was Besonderes los ist. Ich wollte nur einen Kaffee, aber nun möcht' ich erst wissen, was eigentlich passiert ist."

Der Wirt, der der stattlichen Bäuerin ihre Wohlhabenheit ansah, berichtete zungenfertig, daß gestern abend eine fremde Bettlerin mit einem ganz kleinen Bübchen ins Wirtshaus gekommen und um ein Nachtlager gebeten habe. „Und man ist doch kein Unmensch, das Weib sah zu elendig aus, und das Würmle dauerte mich, da hab' ich ihr dann erlaubt, im Holzschuppen zu schlafen, hab' ihr noch dazu ein Gebund Stroh und eine alte Pferdedecke gegeben. Wer denkt denn, daß sie grad in der Nacht stirbt? Und nun" — er zeigte nach der Tür des Holzstalles — „da liegt sie, tot und kalt, und das Kind hat die Marie mit oben 'nauf genommen — es schreit zum Gottserbarmen. Der Schulz wird ein schönes Gesicht machen. Kein Papier hat das Frauenzimmer bei sich, ich seh' schon, die Gemeind' hat den Balg auf'm Hals für alle Zeiten."

Lisbeth trat, von menschlicher Teilnahme und noch von etwas anderem getrieben, was sie aber nicht in Worte hätte fassen können, an die Stalltür. Da lag die Tote auf einem Bund Stroh, ein noch junges, ehemals gewiß schönes Weib, mit Lumpen bedeckt, eine Fahrende, die sich aus irgend einem Grund wohl von ihren Gefährten getrennt hatte. Ein seltsamer Kontrast — die stattliche, ehrbare Bäuerin, im besten Gewand, in voller Lebensfülle, und die armselige Tote!

Unwillkürlich schwiegen alle eine Weile, und Lisbeth, nachdem sie die Tote sinnend betrachtet, fragte mit gar bewegter Stimme: „Wo ist das Kind? Ich möcht's sehen."

Diesem Wunsch wurde sofort entsprochen. Der Wirt geleitete dienstbeflissen die Fremde in das Gastzimmer und rief dann nach der Marie, die auch gleich mit dem Kinde auf dem Arm erschien. Ein halbes Jahr vielleicht mochte es alt sein, und es war ein allerliebstes Kerlchen mit dunklen Haaren und Augen, die freundlich in die Welt guckten. Es war jetzt zufrieden, nachdem es warme Milch getrunken. Mit tiefer Rührung nahm Lisbeth das kleine Bübchen aus den Armen des Mädchens. Es ließ sich's ruhig gefallen und griff mit den Händchen nach dem milden Frauengesicht, welches sich ihm entgegenneigte.

„Ihr sagt, die Frau habe keinerlei Papiere?" nahm Lisbeth das Wort.

„Gar nix, rein gar nix," erwiderte der Wirt. „Solch ein Geschöpf, da weiß niemand woher und wohin. Und wird auch kein Mensch nach ihr fragen, im Leben nicht. Ich sag' nur, der Schulz — da ist er ja schon," unterbrach er sich und ging dem ersten Mann des Dorfes entgegen, um ihm Bericht zu erstatten.

Während die Männer eifrig zusammen redeten, trat Lisbeth zu ihnen.

„Schulz, auf ein Wort! Ihr hättet gewiß nichts dagegen, wenn ich das Büble zu mir nehmen tät. Ich bin die Buchenhofbäuerin von Rothhausen, und wir haben keine Kinder. Da hätten wir schon Platz und auch zu leben für so ein Würmle. Aber eins müßt' ich mir ausbedingen: wenn's der Bauer nicht zufrieden ist, so müßt Ihr's wieder nehmen."

„In Gotts Namen, Buchenhofbäuerin," rief der Schulz, dessen Miene sich, während Lisbeth sprach, sichtlich erhellt hatte. „In Gotts Namen! Wenn Euer Mann das Büble erst gesehen hat, da wird er's gar nimmer hergeben wollen. Wenn's aber anders sein sollt — natürlich, selbstverständlich, aufzwing'n kann man's niemand. Ich will nun gleich ein Protokoll über den Fall aufnehmen, aber dazu seid Ihr gar nicht nötig — ich weiß ja, wo Ihr zu finden seid, Buchenhöferin."

„Gut," sprach Lisbeth, „so will ich mich nicht länger verweilen. Könnt Ihr mir vielleicht," wandte sie sich an den Wirt, „das Mädle mitgeben, daß sie mir das Kind trägt? Ich werd's nicht fertig bringen in dem Anzug."

„Jawohl, jawohl, das hat keine Not. — Marie, schnell mach dich bereit, du gehst mit der Buchenhofbäuerin nach Rothhausen."

Der Schulz und der Wirt hatten eine gar gewaltige Eile, sich das Kind vom Hals zu schaffen. Lisbeth hatte es noch auf dem Arm und ging nun, ohne etwas zu sagen, nochmals mit ihm hinaus, über den Hof in den Schuppen. Es war niemand mehr bei der Leiche.

Sie kniete neben derselben nieder und flüsterte: „Wenn du auch noch nichts davon weißt, Büble, du sollst doch Abschied nehmen von ihr. 's ist ja deine Mutter, und du wirst sie nimmer sehen." Damit faßte sie eines der warmen Kinderhändchen und legte es einen Augenblick auf das Herz der Toten. „Schlaf wohl, du arm's Weib, und dein Kind soll eine gute Mutter an mir kriegen." . . .

Nach kurzer Weile trat sie mit dem Mädchen, das wohlverwahrt in einem warmen Tuch das Kind trug, den Heimweg an. Das Wunder war geschehen, ohne daß sie an den Kindlesbrunnen brauchte. Ein Kind war ihr beschert worden, gerade als wär's vom Himmel heruntergefallen. Eine freudige Zuversicht erfüllte das Herz der Bäuerin, sie wußte, es war das Rechte, was sie getan. Und nun fragte sie nach nichts weiter. Ruhig und sicher schritt sie neben dem Mädchen dahin — ohne viele Worte, nur bisweilen einen Blick nach dem Kind werfend — der Heimat zu.

* *
*

Als der Andres am Sonnabend von der Residenz nach Hause kam und in seine Stube trat, da stand neben dem Ofen an Stelle des Großvaterstuhls die Wiege aus der Vorratskammer, und darin lag ein kleines Kind, welches gar fröhlich vor sich hin krähte und mit den Händen in der Luft herumfuhr.

Und die Lisbeth sagte: „Andres, guck nur und staune! Das nette Büble hat uns der liebe Gott beschert." Und dann erzählte sie ihm mit einer ganz wunderbaren Beredsamkeit alles, was geschehen war. „Und gelt, Andres, du bist's zufrieden, ich brauch's nicht wieder nach Trappendorf zu bringen, das herzige Ding, es hat ja keinen Anhang, es ist ja wie vom Himmel 'runtergefallen!"

Was blieb dem Andres da übrig, als seinem braven Weibe einen tüchtigen Kuß zu geben und zu sagen: „Wir wollen's in Gottes Namen behalten, und mög's zum Guten ausgehen!"

Es ging zum Guten aus. Das Kind der Landstreicherin gedieh prächtig und erfüllte bald Haus und Hof mit Fröhlichkeit und wurde den Buchenhofleuten so lieb, als wenn's ihr eigen Fleisch und Blut wäre. Die Wiege ist lange wieder leer und steht am alten Fleck in der Vorratskammer, aber sie ruft keine wehmütigen Gedanken mehr hervor — sie hat ihrem Zweck gedient.

Mannigfaltiges.

Die Belagerung von Gibraltar. — Eine Besatzung von nur drei Bataillonen Soldaten verteidigte die Festung Gibraltar, als diese im Jahre 1782 von den spanischen und französischen Truppen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, und der Stadt und der Festung alle Zufuhr abgeschnitten wurde. In einem Zeitraum von mehr als drei Jahren hatte man die umfassendsten Anstalten zur Belagerung getroffen, die in den Annalen der Kriegsgeschichte immer eine der merkwürdigsten bleiben wird.

Im Juni des Jahres 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der spanischen Armeen, der eben die Insel Minorka von den Engländern erobert hatte, mit seinen Truppen zur Verstärkung vor Gibraltar an. Eine Armee von 30,000 Mann stand am Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Arçons, sollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern so verwahrt, daß ihnen die Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zusammen 147 bronzene und 150 eiserne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet.

Am 13. September 1782, Morgens um 8 Uhr, näherten sich die schwimmenden Batterien der Festung, und die auf ihnen befindlichen Mannschaften (aus Soldaten verschiedener Art bestehend, denen man, wenn sie ihre Schuldigkeit tun würden, eine Pension von je 200 Livres versprochen hatte) fingen an zu feuern. Der Kommandant Elliot, der schon längst von diesem fürchterlichen Angriff wußte, war

darauf bedacht gewesen, ihm eine ebenso fürchterliche Verteidigung entgegenzusetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien nämlich zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten lassen sollte. Allein ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek mit Namen, der sich in der Festung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, in welchem die Kugeln glühend gemacht werden konnten.

Über 4000 derartig glühende Geschosse regneten nun auf die feindlichen Batterien und richteten die schrecklichsten Verwüstungen an. Schon am Nachmittag stieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei schwimmenden Fahrzeugen auf. Vergebens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Raketen Signale. Man konnte bei dem immer stärker werdenden Kugelregen den Batterien nicht zu Hilfe kommen, und man versuchte deshalb nur die Mannschaft zu retten.

Allein zwölf Kanonenboote, die aus der Festung unter dem Kommando eines Kapitäns ausliefen, verhinderten die Boote der Belagerer, zu den Ihrigen heranzukommen. Sie veranstalteten zugleich ein vernichtendes Feuer auf die schwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch sah man, welchen unermeßlichen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannschaften der schwimmenden Batterien zum Teil auf Holzstücken in der See herumtrieben, zum Teil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hilfe schrieen.

Jetzt eilten die Belagerten selbst, so gefahrvoll dies auch war, den unglücklichen Mannschaften zu Hilfe, und Kapitän Curtis rettete mit eigener und seiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine.

Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landseite übrig; aber auch diesen vereitelte Gouverneur Elliot, und da überdies ein Orkan großen Schaden an der spanischen Flotte anrichtete, so verwandelte sich seit Mitte November 1782 die Belagerung in eine bloße Einschließung, welcher der am 20. Januar 1783 zu Versailles unterzeichnete Friede ein Ende machte.

Für diese tapfere Verteidigung erhielt der Gouverneur Elliot von seinem König den Bathorden und wurde zugleich zum Lord Heathfield ernannt. Die drei Bataillone erhielten je eine Fahne mit der Devise: „Mit Elliot Ruhm und Sieg!", während jeder Soldat eine silberne Medaille bekam, die Elliot mit Bewilligung des Königs schlagen ließ. [W. St.]

Der Branntwein und die Bienen. — Kälte, sowie Hunger machen die Bienen lahm. Taucht man hungrigen, frierenden Bienen das Köpfchen in Honig, so lecken sie daran, werden wieder munter und machen sich sofort wieder an ihre Arbeit. Wenn man ihnen aber Honig mit Branntwein vermischt vorsetzt, und sie davon naschen, dann bekommen sie einen Rausch. Sie fliegen taumelnd umher und können ihre Heimat nicht finden — kurz, die Welt scheint auch ihnen rund umzugehen. Leider lernen sie das verhängnisvolle Gift ebenfalls bald lieben und kommen, mehr zu trinken. Bald verlernen sie dabei das Selbsthonigsammeln und werden faul. Hungern sie dann, so wollen sie stehlen und suchen sich in andere Stöcke einzuschleichen. Sie werden dann sogenannte „Raubbienen", und so werden selbst Tiere durch den Genuß starker Getränke entsittlicht. [W. H.]

Humoristisches.



Am „postlagernden" Schalter.

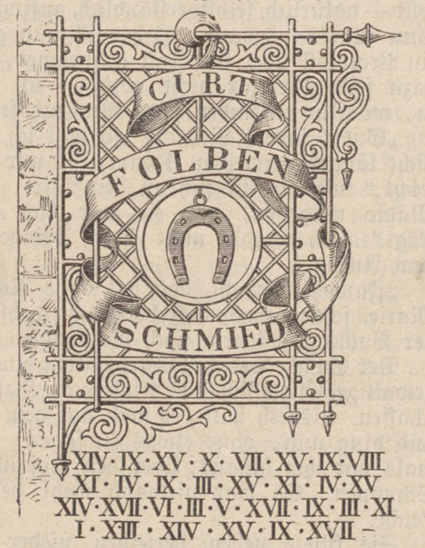
Dienstmädchen (schüchtern): Entschuldigen Sie, werden hier . . . die Liebesbriefe abgeholt?

Guter Rat.

Sie: Wo tue ich nur die Karte hin, daß ich sie morgen sicher sehe?
Er: Steck sie an den Spiegel, liebes Kind!

Amtliche Erlaubnisscheine zum Schatzgraben erteilte der Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen (1464—1500). In einem solchen vom Jahre 1475 heißt es, der Hofschneider des verstorbenen Kurfürsten Friedrich, Nikolaus von Gera, sowie der Zwickauer Bürger Erhart hätten darum gebeten, nach verborgenen Schätzen suchen zu dürfen, „da sich ein gewisser Martin von Schönau berühme, Schätze ausrichten zu wissen und zu können". Der Schein lautete auf ein Jahr „für Schätze an gemünztem Golde, Silber und anderen Kleinodien, wo die wären in dem Lande zu erheben". Den vierten Teil der gefundenen Schätze sollten die Schatzgräber für die landesherrlichen Kassen abliefern. Endlich wurden alle Vögte, Amtleute, Schösser (Steuererheber), Bürgermeister und Richter angewiesen, die Schatzgräber ungestört graben zu lassen, wo sie wollten. — Ob sie wirklich etwas gefunden haben, ist unbekannt. [D.]

Zahlen-Rätsel „Schmiedeschild".



XIV · IX · XV · X · VII · XV · IX · VIII
XI · IV · IX · III · XV · XI · IV · XV
XIV · XVII · VI · III · V · XVII · IX · III · XI
I · XIII · XIV · XV · IX · XVII –

Aus den Buchstaben der Schmiedefirma läßt sich im Verein mit den angegebenen Zahlen der Anfang eines Volksliedes bilden. Welches ist gemeint?

Auflösung folgt in Nr. 8.

Buchstaben-Rätsel.

Der erste ist immer des Vollmonds Beginn,
Der zweite ist öfter im Meer,
Den dritten birgt Unsinn, doch hat ihn auch Sinn,
Den vierten trägt voll und auch leer,
Der fünfte und sechste: im Echo versteckt,
Der siebente glänzt mit dem Stern,
Der letzte wird schließlich im Westen entdeckt —
Im Lenz sucht das Ganze man gern.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Silben-Rätsel.

Die ersten nahen. Ihre Augen schließen
Im trauten Nest die kleinen Vögelein,
Und über Wald und über Täler gießen
Eins, zwei, drei, vier den rosig goldnen Schein.

Die beiden letzten jetzt vorweg genommen,
Nachdem man ihnen raubte ihren Fuß,
So ist es wieder 'mal herangekommen:
Das Wort — mit ihm der Arbeitstage Schluß.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösungen von Nr. 6:

des Bilder-Rätsels: Große Worte und Federn gehen viel auf ein Pfund;
des Anagramms: Forst, Frost.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.